

GIANNA WEMMER

# Wenn das Wunder ausbleibt

MEIN WEG DURCH  
VERLUST UND ZWEIFEL  
ZUR HOFFNUNG

**Hänssler**

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.



© 2026 Hänsler in der SCM Verlagsgruppe GmbH  
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen  
[haenssler.de](http://haenssler.de)

Soweit nicht anders angegeben, sind die Bibelverse  
folgender Ausgabe entnommen:

Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und  
2006 R. Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH, Holzgerlingen  
Weiter wurden verwendet:

Elberfelder Bibel 2006, © 2006 R. Brockhaus in der  
SCM Verlagsgruppe GmbH, Holzgerlingen. (ELB)

Hoffnung für alle ® Copyright © 1983, 1996, 2002, 2015 by Biblica, Inc. ®.  
Verwendet mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers Fontis – Brunnen  
Basel. (HfA)

Lutherbibel, revidiert 2017, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.  
Used by permission. (LUT)

Lektorat: Anne-Julia Haupt

Umschlaggestaltung: Katie Schneider, [www.la-gom.de](http://www.la-gom.de)

Titelbild: Kristin Falk, Lagom

Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt in Deutschland

ISBN 978-3-7751-6302-6

Bestell-Nr. 396.302

Es gibt kein Leben ohne Leid in einer Welt,  
in welcher der König gekreuzigt wurde.  
Aber es gibt ein Leben mit diesem König,  
welcher sich für dein Leid hat kreuzigen lassen.

Es gibt ein ewiges Leben ohne Leid,  
weil der König sich hat kreuzigen lassen.

# INHALT

1	Mein Schlaraffenland .....	9
2	Krank sein ohne Diagnose? .....	23
3	Mama ist tot .....	35
4	Und was bleibt, ist ein Brief .....	47
5	Die Schuldfrage .....	59
6	»Christliche« Schamkultur .....	73
7	Die Tränen meines Vaters .....	85
8	Perspektive Ewigkeit .....	107
9	Hält mein Glaube stand? .....	113
10	Wunderlos .....	123
11	Heimkehr .....	137
12	Steh auf und komm .....	149
13	Vorfreude .....	155
14	Rückfall .....	163
15	Gott ist gut .....	173
	Danksagung .....	181
	Anmerkungen .....	182

## 2

# KRANK SEIN OHNE DIAGNOSE?



*Dennoch: Er nahm unsere Krankheiten auf sich  
und trug unsere Schmerzen.*

Jesaja 53,4a

»Ihr Leidensweg begann im Frühling dieses Jahres.« So wurde es an der Beerdigung meiner Mama formuliert. Ihr Leidensweg, ihr Weg in Krankheit und Leiden. Bei einer körperlichen Krankheit beginnt dieser Weg wohl mit einer Diagnose. Die Diagnose macht die Krankheit real. Dadurch wird die Krankheit überhaupt erst zu einer Krankheit. Die Diagnose erklärt Symptome und hilft, mit diesen umzugehen. Und im besten Fall ermöglicht sie einen Kampf gegen und den Sieg über die Krankheit.

Bei meiner Mama fühlte sich diese Formulierung bitter an, widersprüchlich. Bis jetzt hatte ich die Krankheit meiner Mama nicht erfasst. War es eine Krankheit? Wäre eine Diagnose und vielleicht sogar ein Sieg möglich gewesen? Was war eigentlich die Ursache für den heutigen Tag? Wie war ich hier gelandet? Am Grab meiner Mama, dem Ende eines Leidenswegs, den ich so völlig unterschätzt hatte, den ich eigentlich gar nicht als solchen wahrgenommen hatte? Wie kann auf einem Leidensweg das Leiden übersehen werden? Und das, obwohl dieser Leidensweg sich schon über einige Monate erstreckte.

Frühjahr 2012

Dieser Frühling war anders als all die Jahre zuvor. Ich war fünfzehn und in wenigen Wochen würde ich meinen Realschulabschluss in der Tasche haben und ein ganz neues Kapitel würde anbrechen. Gemeinsam mit meiner Mutter hatte ich die Bewerbungen für die weiterführende Schule vorbereitet und abgeschickt. Noch wusste ich nicht, welchen Beruf ich ausüben würde, ob ich studieren oder eine Ausbildung beginnen wollte. So entschloss ich mich erst mal, das Abitur anzuhängen. Auch wenn jetzt noch eine Zeit des Vorbereitens und Lernens anstand, war die Vorfreude groß. Es würde ein langer Sommer werden, mit den verschiedensten Gestaltungs-

möglichkeiten. Und danach würde sich mein Leben verändern; noch ahnte ich nicht, wie sehr!

In dieser Zeit entdeckte der Frauenarzt bei meiner Mama eine Zyste am Eierstock, nichts Bedenkliches oder Ungewöhnliches. Sie würde drei Tage im Krankenhaus bleiben müssen, dann wieder nach Hause kommen dürfen. Für die Ärzte lag auf der Hand, dass sie einer Operation zustimmen würde. Nur meine Mama selbst war noch unsicher. Sollte sie sich operieren lassen oder doch lieber noch ein wenig abwarten? Nach einigen Tagen Bedenkzeit entschied sie sich, dem Rat der Ärzte zu folgen. Es wurde ein Operationstermin angesetzt.

Die OP selbst verlief laut den Ärzten ohne Komplikationen, genau wie geplant. Doch die vollständige körperliche Erholung schien sehr langsam fortzuschreiten und mit der Zeit in verschiedenen Bereichen auszubleiben. Die ersten Tage sagten meine Eltern nicht viel dazu. Mama blieb länger im Bett als sonst, aß mit wenig Appetit und wirkte schnell erschöpft. Mir kam das nicht weiter komisch vor, das war sicher eine normale Folge der Operation. Doch ihre körperlichen Symptome verschlechterten sich zunehmend. Plötzlich aß sie nahezu nichts mehr, wurde immer dünner. Nachts tigerte sie durch unser Haus und saß am Morgen mit dunklen Ringen unter den Augen am Frühstückstisch. Auf mein Nachfragen meinte sie, sie könne nicht gut schlafen, fühle sich schwach und ausgelaugt. Ich konnte mich nicht erinnern, wann meine Mama in den letzten Jahren auch nur einen Infekt gehabt hätte. Sie war immer gesund und belastbar.

In dieser Phase begann auch ein erster Ärztemarathon. Bei verschiedenen Ärzten versuchte sie Ursache und Linderung ihrer körperlichen Symptome zu finden. Ihr wurden verschiedene Medikamente gegen Schlafstörungen, für ihren Magen, ihre Gliederschmerzen usw. verschrieben – alles blieb nahezu wirkungslos.

Nach kurzer Zeit wurden auch andere Vermutungen ange stellt. Könnten die Symptome eine psychische Ursache haben? Oder konnte zumindest ein Zusammenhang bestehen? Könnte es sein, dass die körperliche Gesundheit die mentale oder die mentale die körperliche Gesundheit beeinflusst hatte? Meine Mama wehrte sich gegen diese Theorie und so glaubte ich es auch nicht. Sie sprach in dieser Zeit öfter davon, sich unverstanden zu fühlen. Immer wieder neue Behandlungsansätze standen im Raum. Lag es doch an der vorangegangenen Operation? Oder waren ihre Symptome eine Reaktion auf ihre starke Schilddrüsenunterfunktion?

Meine Eltern versuchten, die Normalität, so gut es ging, aufrechtzuerhalten. Auch mein Schulalltag nahm seinen gewohnten Lauf. Außer Haus fühlte es sich häufig an wie immer, nur zu Hause war es zeitweise wie Laufen auf Eierschalen. Da meine Mama nachts häufig nahezu keinen Schlaf fand, versuchte sie, sich tagsüber immer wieder hinzulegen und zur Ruhe zu kommen. Dann ließen wir auf Zehenspitzen durchs Haus, um sie bloß nicht zu stören.

Als es meiner Mutter noch besser gegangen war, hatte ich mich abends immer mal wieder zu ihr ins Bett gelegt. Wenn Papa geschäftlich unterwegs war und die Seite neben ihr frei war, blieb ich manchmal auch die ganze Nacht bei ihr. Wir löschten das Licht und begannen, uns über dies und das zu unterhalten. Diese Besuche unterließ ich später lieber.

Sie war mein ganzes Leben eine meiner engsten Vertrauten gewesen und plötzlich fiel es mir schwer, ehrlich zu fragen, wie es ihr ging. Ich wollte ihr das Gefühl geben, für sie da zu sein und ihre Schmerzen und Ängste ernst zu nehmen, aber sie waren für mich abstrakt und schwer zu fassen. Und da war auch immer noch der unausgesprochene, aber sehr große Elefant im Raum. Waren ihre Symptome nicht doch psychosomatisch? War sie gerade dabei, in eine Depression zu schlittern?

Sie ging nun zu einer christlichen Seelsorge. Über die Gespräche dort habe ich nie mit ihr gesprochen, aber eines Tages hatte sie neue Tabletten: Antidepressiva. Ich bekam das nur am Rande mit, denn nach meiner Einschätzung sahen die Tabletten auf ihrem Nachttisch alle gleich aus. Einige der häufigsten Nebenwirkungen von Antidepressiva sind Schlaflosigkeit, Übelkeit und Kopfschmerzen, offensichtlich nicht die beste Kombination für ihren Zustand. Würde sich die Gesundheit meiner Mama verbessern oder mit diesen Nebenwirkungen gar verschlechtern? Wieder mal galt es abzuwarten und auszuharren.

Pfingsten/Mai 2012

Endlich war es wieder so weit. Die Pfingstferien standen vor der Tür und in meiner Familie hieß das: Urlaub auf dem Campingplatz in Südfrankreich. Meine Abschlussprüfungen hatte ich erfolgreich hinter mich gebracht und war voller Vorfreude auf die anstehende Zeit: Sommer, Sonne, Strand und gute Gemeinschaft. Selbst für meine Mama schien das ein kleiner Lichtblick zu sein. Die letzten Tage hatte ich immer wieder gebangt, dass sie den Urlaub doch absagen würde. Ihre Krankheit, ihre »Veränderung« – wie auch immer man es nennen wollte – waren jetzt Alltag geworden.

Aber nein, der Urlaub würde stattfinden. Anders als die letzten Jahre verbrachte Mama weniger Zeit am Strand, zeigte weniger Interesse an Ausflügen oder Wanderungen, aber sonst war doch eigentlich alles, wie ich es kannte. Ehrlich gesagt, war ich doch die meiste Zeit mit meinem eigenen Glück beschäftigt. Ich genoss die Zeit mit meinen Freunden.

An einem Nachmittag kam ich in unser Mobile Home. Die Rollos waren zugezogen. Im Haus war es kühl und dunkel. Mama hatte sich wieder ins Schlafzimmer zurückgezogen. Fast wurde ich sauer.

Wieso konnte sie nicht sein wie immer, wie »vorher«? Jetzt waren wir doch an einem solch schönen Ort als Familie zusammen und sie war nur mit ihren Symptomen beschäftigt. Natürlich wusste ich, dass sie das nicht mit Absicht machte, aber den Zorn und die Enttäuschung zu unterdrücken, war nicht immer einfach. Ich schnappte mir ein Eis aus dem Gefrierschrank und verließ das Haus schnell wieder. Draußen empfingen mich die warmen Sonnenstrahlen. Es war, als ob ich die negativen Gefühle abschüttelte.

Nach ein paar Tagen spitzte sich die Situation zu. Meiner Mama fiel es immer schwerer, an den gemeinsamen Mahlzeiten teilzunehmen. Und irgendwann sprach mein Vater aus, wovor ich mich gefürchtet hatte. Wir würden vorzeitig nach Hause fahren müssen. Für meine Mama war es unerträglich geworden. Wieder fühlte ich Wut in mir aufsteigen. Ich war sauer und doch selbst schockiert über meinen Egoismus. Ich wusste ja, sie hätte es sich selbst anders gewünscht, aber alles, woran ich denken konnte, waren in diesem Moment meine eigenen Bedürfnisse. Ich wollte, dass alles wieder normal war. Diese ungewisse Situation zermürbte mich, meine Eltern und die ganze Familie.

Ich verstand ja gar nicht, woher das alles gekommen war. Ich verstand auch nicht, was meine Mama eigentlich hatte. Ich wusste, Krebs oder ein Herzinfarkt waren schlimme Krankheiten, die auch zum Tod führen konnten. Es muss auch schrecklich sein, nicht schlafen zu können, wach im Bett zu liegen mit Schmerzen und die Gedanken hören nicht auf zu kreisen, aber so etwas brachte einen ja nicht um. Die Frage, die ich nie aussprechen würde, die aber doch im Verborgenen aufblitzte, war: Kann jemand wirklich so krank sein, wenn man es doch gar nicht sieht, wenn auch die Ärzte mit all ihren Untersuchungsmöglichkeiten »nichts« sehen?

Ich sah meinen Eltern an, wie schwer es ihnen fiel. Es tat ihnen leid, uns zu enttäuschen. Und ich wusste, es wäre an mir gewesen,

meine Enttäuschung runterzuschlucken und meiner Mama zuliebe den Koffer zu packen. Ich konnte es in diesem Moment einfach nicht. Der aufgestaute Frust überdeckte meine Vernunft. Nach einem Hin und Her zwischen meinen Eltern entschloss sich meine Mama, es noch einmal zu versuchen, und wir konnten tatsächlich noch ein paar Tage bleiben. Ich hatte, was ich wollte, aber ehrlich gesagt fühlte ich mich damit auch nicht besser. Jetzt hatte ich ein schlechtes Gewissen und schämte mich für meine selbstzentrierten Emotionen.

Als wir uns schließlich auf den langen Heimweg machten und mein Vater das Auto vom Campingplatz auf die Straße lenkte, erfüllte mich eine tiefe Wehmut.

2012 – Juni/Juli

Nun hatten wir schon seit mehreren Tagen eine Haushaltshilfe. Viele der alltäglichen Aufgaben bereiteten meiner Mama Schwierigkeiten, Papa musste arbeiten und so zahlte uns die Krankenkasse eine kleine Unterstützung. Es war eine freundliche Frau, aber doch auch ein Eindringling. Sie war mir fremd und ich mochte es nicht, von der Schule nach Hause zu kommen und erst mal Small Talk zu betreiben. Ich vermisste die fröhliche Begrüßung und das Essen meiner Mama.

Meine Eltern betonten immer wieder, wie dankbar wir für die Unterstützung sein könnten. Und natürlich war ich das auch. Ich hatte nach wie vor viel Zeit für meine Freunde und Hobbys und hatte nur einige Aufgaben meiner Mama übernehmen müssen. Außerdem erhoffte sich meine Mama davon, wieder mehr Zeit für uns Kinder zu haben. Ihre geringen Kraftreserven wollte sie für uns nutzen. Der Gedanke gefiel mir sehr gut – aber es blieb bei einem Gedanken. Ich konnte sehen, wie sehr sie sich bemühte.

Wir versuchten es mit einem kleinen Spaziergang oder holten ein Brettspiel aus dem Schrank. Nach wenigen Minuten schien sie die Konzentration zu verlassen, ihr wurde übel und sie musste sich hinlegen. Wie sie diese Situationen erlebte, erfuhr ich erst viel später durch Einträge in ihr Tagebuch.

16.6.2012

Ich habe keine Kraft mehr, um gegen meine Krankheit anzukämpfen. Ich möchte nach Hause zu meinem Vater im Himmel. Er kennt den Grund für meine Schmerzen.

Ich schreie zu Gott, dass er mir hilft, und falle.

18.6.2012

Ich quäle mich durch den Tag. Meine Nerven liegen blank. Ich will nicht sterben, aber habe das Gefühl, zum Leben reicht es nicht. Ich will auch nicht so vor meinen Kindern dahinvegetieren. Ich weiß, liebe Kinder, dass ich euch jetzt sehr verletze. Aber ich habe euch so lieb und deshalb kämpfe ich gerade noch jeden Tag.

28.6.2012

Heute ist Giannas Geburtstag. Ich konnte ihr kein schönes Fest machen. Ich bin überfordert. Warum? Ich bin schon überfordert, mit den Kindern ein Spiel zu spielen.

[...]

Gott – schreite ein!

Jesus mein Erlöser – öffne die Tür für mich. Hilf meiner Familie!

1.7.2012

Vergebt mir – soweit ihr das könnt. Ich will mir nicht das Leben nehmen. Ich weiß, Gott, das ist Sünde. Doch wo, wo, wo ist der Ausweg? Warum habe ich diesen Gedanken?

Nicht viel später trafen meine Eltern die Entscheidung, dass Mama für ein paar Wochen in eine Klinik gehen sollte. Drei Wochen würde sie weg sein. Ich selbst hatte keinen Einblick in die Inhalte dieser Zeit. Eines Tages war sie weg und drei Wochen später war sie wieder da. Von außen betrachtet hatte sich nichts verändert. Sie nicht und die Situation auch nicht.

Während der Zeit ihres Klinikaufenthaltes fand die Feier zu meinem Schulabschluss statt. Völlig unerwartet hatte ich nun eine Karte zu viel, meine Mama würde nicht dabei sein können. Ich war schrecklich enttäuscht. Die Situation war für mich immer schwerer einzuschätzen. Auf Fragen nach meiner Mutter fehlte mir eine passende Antwort. »Meiner Mama geht es einfach nicht so gut« oder: »Sie ist eben krank« waren meine Standardsätze auf die Fragen von Klassenkameraden oder Freunden.

Natürlich machte ich mir Sorgen um ihre Gesundheit und allem voran wünschte ich mir meine Mama so zurück, wie ich sie kannte: voller Power und Tatendrang und mit einem Lachen im Gesicht. Ich würde auch nicht behaupten, dass ich ihren Zustand nicht als ernst bewertet hätte, aber in allem blieb mir doch mein Grundvertrauen in den besten Arzt, den ich kannte – Gott selbst. Voller Vertrauen und Zuversicht hätte ich jedem erzählt, der gefragt hätte, dass Gott meine Mama sicher wieder gesund machen würde. Wie so er diese sorgenvolle Zeit zuließ, wusste ich nicht, aber es würde sich schon zeigen. Jeden Abend betete ich vor dem Einschlafen für ihre Gesundheit: »Herr Jesus, ich weiß, dass du es kannst. Bitte heile meine Mama und mach sie wieder ganz gesund.«

Ich wollte mich als besonders geduldig erweisen und auf keinen Fall ins Zweifeln geraten. Auch in unserer Gemeinde wurde sehr viel gebetet. Jeden Sonntag wurden die Namen der Kranken vorgelesen und gemeinsam wurde gebetet. Meine Mama wurde nie vergessen. Viele Freunde beteten für sie. Ich erlebte mit, wie

Menschen ihr die Hände auflegten und voller Überzeugung in Jesu Namen um Heilung baten.

Im Jakobusbrief in der Bibel gibt es eine Stelle, in der darüber gesprochen wird, wie gläubige Christen mit Krankheit in ihrer Mitte umgehen können bzw. sollen. »Ist einer von euch krank? Dann soll er die Ältesten der Gemeinde holen lassen, damit sie für ihn beten und ihn im Namen des Herrn mit Öl salben. Ihr Gebet im Glauben an Gott wird den Kranken aus seiner Not herausholen, und der Herr wird ihn aufrichten. Und wenn er Sünden begangen hat, wird Gott ihm vergeben« (Jakobus 5,14-15).

Das taten meine Eltern. Sie suchten die Leitung unserer Gemeinde auf und ließen meine Mama mit Öl salben und für ihren Körper und ihre Seele beten. Mein Vater erklärte mir, dass Jesus Herr über unseren Körper und Geist ist und im Glauben alles möglich sei. Jesus habe die Kraft zu heilen.

Verunsicherte es mich, dass eine Reaktion ausblieb? Ein wenig vielleicht, aber ich rechnete fest mit dem Wunder. Ich hatte schon Geschichten von Menschen gehört, die erzählten, dass Gott sie prüfte. Vielleicht war das eine solche Situation und Gott wollte mich und meine Familie auf unsere Geduld und unseren Glauben prüfen. Gerade deshalb wollte ich jeden aufkommenden Zweifel sofort im Keim ersticken. Wieso sollte ich meine Mama nicht voll und ganz in Gottes Hände legen? Er hatte sich doch immer als gut erwiesen, meine Gebete immer treu erhört.

An jenem Abend, als meine Mama aus der Klinik nach Hause kommen sollte, wartete ich schon ungeduldig vor dem Küchenfenster. Ob sie gesund wäre? Als das Auto vorfuhr und meine Eltern ausstiegen, sah ich schnell, dass dies nicht der Fall war. Die Stimmung schien gedrückt, und plötzlich hatte ich Angst, ihnen in dieser Situation zu begegnen. Leise rannte ich in mein Zimmer.

Ich spürte einen Stich der Enttäuschung, aber wollte mich davon nicht unterkriegen lassen.

August 2012

Die geliebten Sommerferien neigten sich langsam dem Ende zu und ich versuchte, noch so viel Zeit wie möglich mit meinen Freunden zu verbringen. Ein tolles Sommercamp lag hinter mir. Die Sportangebote und die Gemeinschaft ließen mich meine Sorgen vergessen und die »normalen« Probleme eines Teenagers standen im Vordergrund. Die Gedanken an meine Freunde, mein Aussehen oder meine Beliebtheit beherrschten meinen Alltag mehr als die Gedanken an die ungewohnte Situation zu Hause.

Auf besagtem Sommercamp erzählten viele Jugendliche von ihren Erlebnissen mit Gott. Diese persönlichen Geschichten berührten mich am meisten. Ich sog sie in mich auf und war begeistert von diesem Jesus, der jungen Teenies, wie ich selbst einer war, begegnete und ihr Leben veränderte. Von ganzem Herzen glaubte ich die Wunder, von denen erzählt wurde, und ich war überzeugt, das galt auch für mich. Das galt auch für die Krankheit meiner Mama. Wir hatten so lange gewartet, die Geduld würde sich auszahlen. Jeden Abend im Zelt betete ich mit neuer Motivation zu Gott, er möge meine Mama wieder fröhlich machen, ihr die Schmerzen nehmen oder die Ärzte eine Lösung finden lassen. Im tiefen Vertrauen schlief ich ein.

Als das Sommercamp zu Ende ging, war ich schon ganz gespannt auf das, was mich zu Hause erwarten würde. Der letzte Tag endete mit einem Gottesdienst. Auch Eltern und Freunde waren eingeladen. Meine Mama konnte leider nicht dabei sein, ihr ging es nicht gut. Na ja, dachte ich, jetzt nur nicht unterkriegen lassen.

30. August 2012

Wenn mein großer Bruder dabei war, erlaubten mir meine Eltern, länger mit unseren Freunden wegzubleiben. Es war schon kurz vor Mitternacht, als wir nach Hause kamen. Der Abend war ziemlich cool gewesen und wir hatten uns gleich für den nächsten Tag wieder verabredet. Wir öffneten leise die Haustür und schlichen auf Zehenspitzen ins Wohnzimmer. Wir versuchten, keine lauten Geräusche zu erzeugen, um Mama keinesfalls aufzuwecken, falls sie überhaupt eingeschlafen war. Nach einem geflüsterten »Gute Nacht« machte ich mich auf den Weg in mein Zimmer.

Ich schlich am Schlafzimmer vorbei und spürte plötzlich ein Ziehen in meinem Herzen. Ein Ziehen in Richtung des Schlafzimmers meiner Eltern. Es war wie eine Stimme in meinem Inneren: *Geh noch mal ins Schlafzimmer und sage deiner Mama, dass du sie liebst.* Komisch, wo kam denn dieser Gedanke her? Ich wollte sie doch keinesfalls stören. Ich wollte schon in mein Zimmer schlüpfen, aber es war, als würden meine Füße sich von selbst bewegen. Leise klopfte ich und öffnete die Tür einen Spaltbreit. Im Zimmer war es dunkel und meine Mama schien zu schlafen. Fast schon wollte ich die Tür wieder schließen, da wurde der Gedanke stärker: *Sag es ihr jetzt!*

»Mama, bist du wach?«

»Mhh«, kam als Antwort.

»Ich hab dich sehr lieb!«, flüsterte ich.

»Ich dich auch!«

Leise schloss ich die Tür. Beruhigt ging ich ins Bett. Ich schlief sofort ein.